

Zur Heilung der
deutschen Geschichte
durch den Mauerfall

Die erste Nacht des Friedens

Konrad Weiß

In meinem Arbeitszimmer hängt seit Jahren ein Bild, das ein Fotograf in der Nacht der Maueröffnung, am 9. November 1989, am Grenzübergang Bornholmer Straße zufällig aufgenommen hat. Es zeigt meine Frau und meine Tochter und mich inmitten vieler Menschen und Autos auf der nächtlichen Bornholmer Brücke. Zuweilen nehme ich das Foto von der Wand und betrachte es mit der Lupe, sehe die vielen glücklichen Gesichter, sehe mein glückliches Gesicht.

Diese Nacht der Maueröffnung, das war für mich die erste Nacht des Friedens. Die erste Nacht des Friedens nach dem Krieg, die erste Nacht des Friedens nach zwei Diktaturen. So habe ich es auch am nächsten Tag in einer „Korrespondenz aus Berlin“ für die polnische katholische Wochenzeitung *Tygodnik Powszechny* in Krakau geschrieben. Nun, zwanzig Jahre danach, scheint mir dieser Text, den ich in Deutschland noch nie publiziert habe, ein authentisches Zeugnis zu sein für das, was ich, was viele damals erlebt, gefühlt und gedacht haben. Zwanzig Jahre danach ist manches davon längst in Vergessenheit geraten, ist überdeckt von anderen Ereignissen und Erfahrungen. Und manch einer schämt sich vielleicht gar des Gefühlsüberschwangs jener Nacht. Doch es war so:

Schilderung der ersten Stunde

„Wie soll ich Ihnen, lieber polnischer Nachbar, nur sagen, was ich erlebe, was ich denke, was ich fühle: Die Mauer ist durchlässig geworden für jeden Deut-

schen. Berlin ist wieder Berlin. Es fällt mir schwer, nicht euphorisch zu sein, verzeihen Sie mir, wenn ich es dennoch bin. Ich will Ihnen von der ersten Nacht des Friedens in Deutschland erzählen:

In der Stunde vor Mitternacht am 9. November 1989, einem Tag, der künftig der Nationalfeiertag der Deutschen sein sollte, verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Nachricht: Wir können rüber, jeder kann rüber, ohne Visum, der Ausweis genügt. Meine Frau, die zugleich mit mir diese Nachricht hört, will es nicht glauben. Ich glaube es nicht, sagt sie wieder und wieder, ich glaube es nicht. Komm, sage ich, ich will es sehen, ich will es ausprobieren ... Und wir steigen ins Auto, fahren zur Bornholmer Straße, dem nächsten Grenzübergang. Es ist schon fast kein Durchkommen mehr. Zu einer Stunde, da sonst die Straßen hier in Ostberlin wie ausgestorben sind, ist Leben, die Menschen strömen zur Grenze, lachen sich zu, können es allesamt noch nicht glauben.

Hastig kehren wir noch einmal um, holen unsere jüngste Tochter, die mit ihren neunzehn Jahren noch nie in den Westen reisen konnte, aus dem Bett. Auch sie ist fassungslos, ungläubig. So oft hat sie vor dieser Mauer, diesem unmenschlichen Monstrum, gestanden. In ihrem Schatten ist sie aufgewachsen, das Land dahinter ist für sie ein unbekanntes Land, fast ein Nichts. Im Augenblick, als wir uns der Grenze nähern, tönt von der anderen Seite Jubel herüber, nicht aggressiv, nicht bedrohlich klingt es, es ist das glückliche befreite Lachen von Zehntausenden.

Und dann sind wir inmitten des Menschenstromes, der sich ungehindert, unkontrolliert, unaufhaltsam über die Bornholmer Brücke ergießt, jene Brücke, die seit fast drei Jahrzehnten ein Symbol unserer Trennung, unserer Teilung war. Nicht einmal unseren Ausweis, den wir vorsorglich eingesteckt hatten, müssen wir vorzeigen. Wir gehen einfach, sind Teil dieses freundlichen Zuges, und die Menschen um uns herum lachen, singen, tanzen, weinen – und niemand hält sie auf. Niemand hätte sie aufhalten können, und niemand wird sie je wieder aufhalten.

Die Betonbarrieren, der Stacheldraht, die Zäune, Gitter, Mauern sind innerhalb weniger Minuten sinnlos geworden und werden es bleiben. Jene, die die Grenze bisher bewachten, stehen mit hellen Gesichtern am Rand, auch ihnen ist die Freude anzumerken, auch sie sind angesteckt vom Glück dieser Nacht. Die Leute gehen auf sie zu, sagen ihnen ein freundliches Wort, machen einen Spaß, und mancher Grenzsoldat hält Blumen in den Händen.

Während der breite Strom sich nach Westberlin ergießt, kommt ihm von der anderen Seite ein schmales Rinnsal entgegen: Deutsche aus der BRD, die einfach nur mal einen Fuß auf die andere Seite setzen wollten, manche im Nachthemd, nur einen Mantel darüber. Auch Westberliner sind unter ihnen, auch sie wollen endlich ungehindert in den anderen Teil der Stadt, und auch sie hindert und kontrolliert in dieser Stunde niemand mehr. Autos quälen sich mühsam durch den hin- und herströmenden Menschenzug, es wird laut gehupt, auch das aber ist ein freundliches vielstimmiges Konzert.

Auf der anderen Seite erwarten uns Busse, die Berliner Verkehrsbetriebe haben schnell reagiert. Wir fahren zum nächsten U-Bahnhof, auf dem Bahnsteig eine große Menschenmenge. Denn eigentlich ist die letzte Bahn schon gefah-

ren. Aber alle warten geduldig, die U-Bahn-Leute, die eigentlich schon Feierabend hatten, geben freundlich Auskunft und bereiten sich auf eine lange Nacht vor. Dann hören wir, dass die ganze Nacht über Züge fahren werden. Die Menschen danken durch Klatschen oder durch ein freundliches Wort. Meine Tochter sagt immer wieder nur: Ich kann es nicht fassen, ich kann es nicht fassen. Und so wie wir werden sich wohl alle gefragt haben: Träumen wir?

Der Zug bringt uns zum Bahnhof Zoo, und von dort aus geht's zum Kurfürstendamm. Niemand hat es ausgesprochen, aber für alle gibt es nur dieses eine Ziel: den Kurfürstendamm. Endlich mit eigenen Füßen mal auf dieser Berliner Straße gehen, endlich mal ein Bier in einer der vielen Kneipen trinken, einfach nur gehen und einfach nur sehen.

Diese nächtlichen Stunden auf dem Kurfürstendamm werden alle, die dabei waren, niemals vergessen. Denn es waren Stunden, in denen alle Menschen sich nahe waren. Niemand schämte sich seiner Gefühle, jeder gab auf seine Weise dem Glücksgefühl Ausdruck. Und das war zu jedem Augenblick so voller Friedlichkeit, so ganz ohne Aggressivität oder Fremdheit. Ich habe nicht gewusst, dass Menschen sich so nahe sein können. Wildfremde Menschen fallen sich in die Arme, küssen sich. Die Westberliner laden die Ostberliner in die Kneipe ein. Man fragt, kommst du aus dem Osten, bist du aus dem Westen? Der Kurfürstendamm ist überfüllt von Autos mit DDR-Nummern, der Trabi steht neben dem Jaguar, der Wartburg neben dem Mercedes; der Verkehr ist längst zum Erliegen gekommen.

Auf der Kreuzung vor dem Café Kranzler, der berühmten Ecke von Berlin, steht ein Nobelauto, die Fenster heruntergedreht, laute Musik tönt aus dem Autoradio, und die Leute drum herum beginnen zu tanzen. An den Straßenrändern

stehen leere Rotkäppchen-Sekt-Flaschen, aus dem Osten mitgebracht und hier auf dem Ku'damm geleert. Neugierig zieht uns unsere Tochter in eine Disco, erst stehen wir etwas hilflos im bunten Geflimmer, dann aber beginnen wir zu tanzen, erst ich, dann meine Frau, dann meine Tochter. Noch nie haben wir so zusammen getanzt.

Ab und an treffen wir einen Freund, Familien, die sich wie wir aufgemacht haben in dieser Traumnacht. Wir bestätigen uns in wahren Wortschwallen, dass es wirklich ist, was wir erleben. Gestehen uns unser Glück und erinnern uns der Tränen, des Blutes, das diese Mauer gekostet hat. Ja, auch das gehört zum sonst so entfesselten Traum dieser Nacht, dass wir der Toten, der Opfer dieses unmenschlichen Bauwerkes gedenken. Für Augenblicke ist uns der Himmel geschenkt, sind wir getröstet und aufgehoben in einer großen Harmonie. Nie zuvor habe ich das Wort der Bergpredigt: Selig sind die Trauernden, denn sie sollen getröstet werden, besser verstanden. Ja, in dieser Nacht sind wir Getröstete.

Für die Deutschen ist dies die erste Nacht des Friedens. Wir, die Deutschen von hier und dort, haben für diesen Augenblick gelitten und gekämpft. Und diese Nacht zeigt, wie nahe sich die Deutschen von hier und dort noch immer sind. Dennoch: Kaum jemand spricht von der Wiedervereinigung in dieser Stunde, auch wenn alle Einheit erleben. Eher ist ein Stolz der DDR-Deutschen auf sich, auf ihre Kraft zu spüren, ein schöner Stolz ist es in dieser Nacht, nicht abgrenzend, sondern geöffnet für jeden und voller Selbstbewusstsein.

Ich verstehe Sie, lieber polnischer Nachbar, wenn Sie das, was in dieser Nacht in Berlin geschah, mit Misstrauen betrachten. Ich verstehe, dass sie sich fürchten vor diesem Gefühlsausbruch der Deutschen. Aber glauben Sie mir, es war in dieser Stunde anders als das, was Sie

*Grenzübergang Bornholmer Straße auf DDR-Seite am 9. November 1989 um 23.30 Uhr.
Aus dem Privatarchiv Konrad Weiß,
Fotograf: Uwe Klemens (Bildausschnitt)*



erinnern: Es gab keine Führer, denen gefolgt wurde, und es gab keinen Gleichschritt, es wurde getanzt. Es war eine großartige Nacht mit einem Hauch von Anarchie. Denn das, was uns niemand, auch wir selbst nicht, zugetraut hätte, ist ja geschehen: Wir haben die Mauer einfach überrannt.

Die zaghaften Versuche der Grenzsoldaten, die Ersten, die auf die Mauer geklettert waren, mit Feuerwehrspritzen zum Kapitulieren zu zwingen, wurden einfach ignoriert: Die Leute spannten Regenschirme auf und klammerten sich aneinander fest. Keine Gewalt, keine Gewalt, dieser Ruf, der seit dem 7. Oktober wieder und wieder bei unseren friedvollen Demonstrationen ertönt war, brachte auch hier den Sieg. Und Sie hätten erleben sollen, wie dann die Deutschen von hier und dort auf der Mauer standen und tanzten, wie sie mit Hammer und Meißel winzige Breschen schlugen.

Diese Stunden waren vielleicht wirklich die ersten Stunden eines neuen, ganz anderen Deutschlands, eines Deutschlands, vor dem nie mehr ein Nachbar Angst haben muss. Und selbst in dieser Stunde war all das, was uns bedrängt und was wir noch zu verändern haben, nicht vergessen: Inmitten des Freudentaumels sprachen Freunde aus den oppositionel-

len Gruppen, die sich hier trafen, über das, was vor uns liegt. Und das, wir wissen es, ist schwer, sehr schwer. Dieser Nacht wird alsbald Nüchternheit folgen und folgen müssen. Denn noch immer verlassen Menschen zu Tausenden unser Land. Auch wenn die meisten in dieser Nacht ganz selbstverständlich nach Ostberlin heimgekehrt sind, viele, zu viele sind geblieben.

Und so schwere Arbeit wartet auf uns: Wir brauchen ein neues Wahlrecht, das freie Wahlen garantiert und eine demokratische Entwicklung ermöglicht. Wir müssen eine Verfassungsänderung durchsetzen, damit der Führungsanspruch der Kommunisten nicht länger das öffentliche Leben lähmt. Wir müssen unsere Wirtschaft von Grund auf verändern, und das wird uns alle schwere Opfer kosten. Wir müssen uns neue freie Medien schaffen. Wir alle müssen Demokratie erst lernen.

Aber Sie, lieber polnischer Nachbar, werden uns nahe sein und, wie ich hoffe, durch offene Grenzen näher kommen. Wir haben in der Vergangenheit so viel von Ihnen gelernt, und ich bin mir sicher, dass ohne Sie und ohne die *Solidarność* diese Nacht des Friedens in Berlin nicht möglich gewesen wäre. Ich danke Ihnen für Ihren mutigen Kampf und für Ihre Solidarität. Verzeihen Sie mir mein Gestammel in dieser Stunde des Glücks, und freuen Sie sich mit uns Deutschen in solidarischer Nachbarschaft.“

Heilsgeschichtlicher Zusammenhang

In dieser Nacht des 9. November 1989, das kann und darf man rückblickend nach zwanzig Jahren sagen, ist wirklich etwas heil geworden in Deutschland. Manche hatten ja die Sorge, dass der andere 9. November, die Nacht des großen Pogroms von 1938, in den Hintergrund geraten, ja vergessen werden könnte. Diese Befürchtung hat sich nicht bewahr-

heitet. Vielmehr wird immer deutlicher, dass es zwischen diesen beiden Daten und dazu dem dritten, der Ausrufung der Republik am 9. November 1918, einen tiefen geschichtlichen Zusammenhang gibt. Als Christ sehe ich auch einen tiefen heilsgeschichtlichen Zusammenhang.

In Ostberlin wurde alljährlich, wohl schon seit 1978, in der Sophienkirche in einem Gottesdienst des großen Pogroms von 1938 gedacht. Im Anschluss daran gingen die Gottesdienstbesucher mit Kerzen zum nahe gelegenen alten jüdischen Friedhof in der Großen Hamburger Straße, wo auch das Grab Moses Mendelssohns ist, des großen Philosophen und Menschenfreunds, der Vorbild für Nathan den Weisen in Lessings Drama war. Der Friedhof war in der Zeit des Nationalsozialismus verwüstet und in der DDR als Grünanlage eingeebnet worden. Der Schriftsteller Heinz Knobloch hatte mit seiner Mendelssohn-Biografie *Herr Moses in Berlin* und deren berühmtem ersten Satz „Misstraut den Grünanlagen“ den Ostberlinern den Friedhof wieder in Erinnerung gerufen und neu ins Bewusstsein gebracht.

Der alljährliche Kerzenzug am 9. November, so will mir heute scheinen, war in gewisser Weise ein Vorläufer der Ereignisse von 1989. Immer war es etwas, was es sonst in der DDR nicht gab und was sonst auch unter keinen Umständen geduldet wurde: eine nicht genehmigte Prozession, vielleicht eine Demonstration, jedenfalls eine unangemeldete „Zusammenrottung“, wie das im Sprachgebrauch der SED hieß. Volkspolizei und Staatssicherheitsdienst ließen uns immer gewähren und folgten dem Zug in einigem Abstand, fotografierten verstohlen und hatten sicher auch ihre Spitzel in den Gottesdienst geschickt. Vermutlich fürchteten die Kommunisten den Skandal, den es ausgelöst hätte, wenn sie ausgerechnet beim Gedenken an die „Kristallnacht“ zugeschlagen hätten.

Die Pogromnacht von 1938, die in die Schoah mündete, stand für den ersten totalitären deutschen Staat und seine an den Rassenwahn gründende Ideologie. Die Mauer und all das, wofür sie stand, war das Schandsymbol des totalitären Sozialismus und des sich aus ihm begründenden Unrechtsstaats. Die Überwindung der Mauer bedeutete auch die Überwindung der totalitären Ideologien und die Öffnung zur Demokratie, nun endlich in ganz Deutschland.

Ein sichtbares, geradezu überwältigendes Zeugnis und Sinnbild für das Heilwerden, das dieser ersten Nacht des Friedens folgte, war die Zuwanderung, ja der Zustrom verfolgter Juden in die befreite DDR und dann ins wiedervereinigte Land. Die letzte freie Volkskammer hatte den Weg dafür mit ihrer historischen Erklärung vom 12. April 1990 frei gemacht. Sie hatte sich darin zur Schuld und zur Mitverantwortung der Deutschen in der DDR für die „Demütigung, Vertreibung und Ermordung jüdischer Frauen, Männer und Kinder“ bekannt und um Verzeihung gebeten „für die Heuchelei und Feindseligkeit der offiziellen DDR-Politik gegenüber dem Staat Israel und für die Verfolgung und Entwürdigung jüdischer Mitbürger auch nach 1945“. Einmütig hatten sich die Parlamentarier dafür ausgesprochen, verfolgten Juden in der DDR Asyl zu gewähren. Das wurde noch von der letzten DDR-Regierung und dann von der Bundesregierung in die Tat umgesetzt. Dass nach der Schoah nun wieder Juden in Deutschland

Zuflucht suchten, ist wirklich ein Zeichen dafür, dass das Land anders geworden ist.

Spannungsfeld der Erinnerung

Aber natürlich bleibt zwischen den beiden Daten, dem 9. November 1938 und dem 9. November 1989, und der Erinnerung daran ein Spannungsfeld, das nicht auflösbar ist und auch nicht aufgelöst werden soll. Ich sehe darin vielmehr eine notwendige und fruchtbare Spannung. Beide Daten gehören unauslösbar zur Geschichte der Deutschen. Und beide Daten müssen in ihrem tiefen Zusammenhang begriffen und verinnerlicht werden. Es wird auch nach Generationen noch so sein, dass beim Gedenken an den einen 9. November der andere mitbedacht werden muss.

So wie Schuld und Versöhnung, Scham und Stolz, Freude und Trauer unweigerlich zum Leben eines jeden Menschen gehören, gehören sie unverzichtbar auch zum Leben eines jeden Volkes. Und zwar nicht nur als historische Erfahrung, sondern auch als in uns liegende Möglichkeit, als Potenzial und als Gefahr. Denn es gibt keine Gewissheit, dass die Erinnerung heilsam ist und dass aus der Geschichte gelernt wird. Es gibt keine Gewissheit, dass die Feinde der Demokratie nicht irgendwann wieder die Oberhand bekommen. Es bedarf der Wachsamkeit und der Anstrengung aller Demokraten, damit das nicht geschieht. Vielleicht ist dies ja die eigentliche Botschaft dieses denkwürdigen Datums.

*Einem Teil dieser Ausgabe
liegt ein Faltblatt der vierteljährlich erscheinenden europäischen Kulturzeitung
„Lettre International“
bei.*